

Am Tage der vierzig Märtyrer

10. März 1633

(Dem Volkesmund nachentziffelt)

Seit einer Woche war Tauwetter in den Schnee gefallen.

Durch das Aischthal wälzten sich braune, ungarne Wasser. Schmutzig und überglutend polterten sie um die Mauern des alten Höchstädter Schlosses, und stauten sich vor der hochbogigen Brücke.

Aus dem schmalen Fensteritzchen des alten Schlosses Gaswin an der Höchstädter Aisch schob sich hin und wieder ein häßiger Männerkopfl. Sein Blick war in die Weite gerichtet. Er glitt über das Gebrause des Flusses hinweg durch die überschwemmten Wiesen und suchte den weiten Horizont mit angespannten Mienen ab, während er innerlich in dumpfen Selbstgesprächen mit sich selber lag. „Hier kann der Schwede nicht an die Mauer herankommen. Wir werden ihm einen üblen Empfang bereiten — und unsere Aisch hat einen besonderen Trank für ihn gekraut. Ihr Heiligen im Himmel, seid mit uns im Bunde! Sankt Nepomuk, verteidige unsere gute Brüder! Glorreiche Mutter Maria, die empfiehl ich mein Weib und mein Kind! Hochgelobet seist du in Ewigkeit, Amen!“ Und er neigte ein Kreuz mit schweren, ungeschickten Händen auf seine Stirne, auf den harten Mund und die breite Brust und mit einer demüthigen Neigung des Kopfes, als stünde er selbst vor dem Madonnenbilde in seiner Stube dabem am Marktplatz, sog er den Kopf wieder aus der Maueröffnung zurück.

Drinne wartete schon eine Schaar von Männern auf seinen Bescheid. Sie glichen ihm alle an Alter und Entschlossenheit. Sie hatten alle Weib und Kind. Und sie hatten alle diese Verteidigung des letzten Bollwerkes der Stadt übernommen, weil aus ihnen die Ahnfrau eines Fürstengeschlechtes stammte. So standen sie in einer frommen, düstern Todesbereitschaft auf ihrem Posten in einer für die Stadt selbst etwas fernem Reserve. Die übrigen Bürger der Stadt waren alle dem Kampfe näher. Je nach Zünften hatten sie die einzelnen Abschnitte der Stadtmauer bezogen. Schmiede, Metzger, Mauerer, Schreiner und Böttner gruppirten sich um das Hamburger Thor und den Storchenturm; denn hier erwartete man zuerst den Feind, der östlich von der Stadt hinter der Höhe von Etzelskirchen eine Schanze aufgeworfen hatte und von hier aus den Sturm vorbereitete. Die Schneider mußten sich mit ihrem weniger gefährlichen Mauerteil bei der Kirche begnügen, während an sie wieder größere Zünfte anschlossen, die das Nürnberger Thor innehatten. So waren die Schneider von kräftigeren Bürgern gleichsam in die Mitte gerufen. Dazu stand hinter ihrem Rücken noch der alte, wehrhafte Kirchthurm und endlich noch die Macht des Gebetes, die Sturmschrei der Gläubigkeit, die sich um den Priester in der Kirche schartz und mit ihrem beharrlichen *Miserere nobis* den Herrn des Himmels selber zum Kampfe rief.

Gott helfe uns und der heilige Liga!

Miserere nobis.

Er stärke unseren Arm und unseren Glauben!

Miserere nobis.

Wider den Teufel und seine Heere!

Miserere nobis.

So halte es aus der Kirche mit dringender Inbrunst herüber zu der Zunft der Schneider und von diesen nach beiden Seiten wie ein heiliges Lauffeuer weiter um die Stadt durch alle zufestlich besetzten Mauerabschnitte bis hinauf in das Schloß, wo dieser doppelte Strom heiliger Erregung wieder durch eine Reihe tapferer Helden floß, bis er in seinem einzigen mächtig zusammenströmte. Das gehörte dem jungen Krieger, dem die Aussicht oblag, dem, der Weib und Kind in dunkler Verborgenheit immer wieder dem Schutz und Schirm der heiligen Jungfrau empfahl und wohl hundertmal am Tag ein Kreuzzeichen auf Stirn, Mund und Brust zeichnete.

In frommem Mut und gütlicher Erwartung neigte sich so ein bürger Tag dem Abend zu, und eine unsichere Nacht kam herauf. Als der zwölfte Schlag der Turmuhr aus der letzten Stunde des neunten März hinüberfiel in die erste Stunde des zehnten März, da neigte sich die Stadt in gottgerührender Bereitschaft vor ihrem Schicksal, das sich noch am gleichen Tag, am zehnten März, dem Tag der vierzig Märtyrer, grauenvoll erfüllen sollte.

Kurz nach Mitternacht schlug die Windrichtung plötzlich um. Die regnerfeuchte Luft wurde kühler und trockener und wehte stark aus Nordosten. Ein unverkennbarer Geruch von brennenden Lanzen beizte die Luft. Ehe noch die Besatzung des Bamberger Thores auf dem Storchenturm ihre Waffen recht in Bereitschaft bringen konnte, donnerte auch schon die erste Schwedenkugel in die Stadt. Vier volle Stunden schloßerten die Schweden ihre Geschosse auf die Stadt und brachten sie ihrem Ziele näher, obwohl es den tapferen Zünften noch immer gelang, den Sturm der Feinde am Bamberger Thor zurückzuschlagen. Schon ließ Mut aus vielen Wunden, schon erfüllte Brandgeruch und Schmerzgestöhn die meisten Gassen, aber das alles steigerte nur die Gemeinschaft der Todesbereitschaft.

Da wendete der Schwede plötzlich eine neue Taktik an. Völlig unversehrt brach er zum Sturm gegen die schwächste Verteidigungsstelle vor. Er überschüttete den Mauerabschnitt zwischen dem Bamberger und dem Nürnberger Thor mit einem Hagel von Geschossen, als wüßte er, daß hier die Schwedenkugel in Stellung sei, und brachte damit eine unglückliche Verwirrung in den Plan der Verteidiger. Zwar schloßerten der Kirchthurm rächlichen Tod über die Mauern, zwar donnerte das Mäusen neben der betenden Kirche durch den Krieglärm wie der ernstigste Gesang einer heranziehenden Armee von Gottesweibern, aber der Gedanke, daß Verrat mit den Feinden im Bunde sei, lähmte die Kraft vieler Streiter, und als die Nacht sich lichtete, war eine Breche in die Mauer geschlagen. Die Glocken auf dem Kirchthurm stürzten und riefen aus den Häusern das letzte Aufgebot gegen den Feind — die Frauen.

Am Marktplatz stand ein niedriges Haus mit altem Fachwerk. Drinnen hielt eben eine junge Mutter ihr Kind an der Brust, als das schwarze Glockengeläute erklang. Mit einem verzweiferten Blick auf die Madonna in der Ecke des Zimmers presste sie ihr Kind stärker an sich, als wollte sie es zur Hilfe nötigen; dann aber nahm sie es entschlossen weg und legte es in die Wiege. Da es leise zu weinen begann, nahm sie es noch einmal an die Brust, und mit ihrem trübenden Kind auf den Armen kniete sie vor dem Muttergottsbilde und schenkte es der heiligen Jungfrau zu eigen. Dann küßte sie es lang, behut sie es wieder in die Wiege legte, und riß sich mit tränenüberschwemmten Angesicht von ihm los. Hinauf nahm sie aus dem Ofen einen Eisner voll siedendem Wasser, in dem sie Mehl verwehete, hielt noch einmal vor der Wiege stehen, blickte noch mit einem letzten Blick zum Bild der Gottesmutter zurück und verließ ihr Kind.

Draußen sah sie viele hastende Frauen, die wie sie schwere, dampfende Gefäße trugen. Sie alle eilten den bedrängten Verteidigern zu Hilfe. Mit siedendem Öl und kochendem Wasser sollten die Feinde die einbringenden Feinde umfassen. Manche von ihnen mußten weite Umwege machen, wenn ein brennendes Haus sie hinderte, andere kamen nur langsam vorwärts, da sie eine zu schwere Last trugen.

Schauervoll sah es auf dem Marktplatz aus. Balken und niederstürzende Steine und Geschosse hemmten den Weg. Aus schmalen Seitengassen stürmten flüchtende Menschen. Brandgeruch und heller Flammeerschein kam von der Kirche her. Dorthin eilten auch die Frauen mit ihren heißen Kesseln und Pfannen; denn dort galt es die Häuser zu todbringenden Festungen zu machen.

Gellend stürmten die Glocken. Sie bürsteten sich in ihrem Lagern hoch und schlugen dampf gegen das Balkenwerk.

Furchtbar tobte der Kampf zwischen Kirche und Stadtmann. Geschosse aus Feindes- und Feindeshand schlugen wahllos in diese brennende Hölle, die von den Frauen noch mit siedenden Güssen geheizt wurde.

Der Widerschein des Feuers färbte den Morgenhimmel rot. Der Feind war Sieger geblieben. Verstumm war der Bittgesang in der Kirche. Ein Wall von toten Leichen häufte sich um sie mit dem anbrechenden Tage. Der Kampfplatz verengte sich tiefer in die Stadt hinein. Wie eine furchtbare Todesfackel züngelte der brennende Kirchturm gen Himmel. Die Glocken waren schon seit einiger Zeit stumm geworden. Nun trugen sie an, in schwarzem Metalltopfen abzuschmelzen.

Über den Marktplatz wüthete sich das Getöse dem letzten Bollwerk zu. Während noch um das Schloß gekämpft wurde, trichen Henkersknechte die Frauen und Mütter, die Greise und Kinder und alles, was noch an lebenden Menschen in der Stadt war, kerkersweise zum Fluß hinunter. Ein roter Bach stoberte mitten in den braunen Wagen der Asch dahin.

Indessen wüthete das Feuer weiter. Plündernde Rotten zogen von Haus zu Haus. Die heulende Gier fand kein Ende.

Noch war sie vorübergegangen an dem kleinen Haus am Marktplatz, wo ein verlassenas Kind unbekümmert in seiner warmen Wiege lag. Der Friede Gottes erfüllte den Raum, während schon auf dem Dache eine kleine, noch unschuldige Flamme sich mühte, einen Brand zu entzünden. Von dem Mordlärm war das Kindlein erwacht. Es spielte mit den Blicken. An der Decke schwebte eine große, schöne, strahlende Sonnenblume, die von dem Lichtschein der Deckenlaterne kam, die die Mutter nicht ausgelöscht hatte, als sie mit siedendem Wasser zum Kampfplatz geeilt war. Da die Kerze schon nahe am Erlöschen war, wogte das Schlagraiser der glasklaren Blechlaternen als eine schöne, flackernde Goldkrone über die Decke und zeichnete ein buntes, bewegtes Schattenspiel über die Wände.

In diesen Frieden drang das Kampfgetöse mit wachsender Wut herein. Den Schweden war es gelungen, den Schloßberg zu verstärken. Nun wüthete sich das Getöse wieder rückwärts in die Stadt herein. Allen voran schwang ein wilder Geselle eine blutige Mauthete in den Häusern, mit der er die Schloßknechte erschlagen hatte. Er grüßte ein nachlässiges Lied und blühte dabei die gefesselten Wunden auf. Im Schatten einer Hausmauer sah er eine junge Frau schwer verletzt liegen. Da nahm der Unhold einem seiner Begleiter den Spieß aus der Faust und erschlug die Verwundete. Dann stolperte er von dieser That weites. Mit einem dunklen Instinkt raste er auf das kleine Haus am Mark-

platz zu, in dem noch friedlich das Kind in der Wiege spielte. Es roch stark nach Rauch, und kleine Brandschwaden zogen über die Stiege herab. Die Luft war stickig und mit Wachgeruch gefüllt. Das erinnerte an Kirche und Gebet. Hier mußte ein anderes Evangelium gepredigt werden. Unter einem jähen Trit stürzte der Ofen zusammen. Dann trat der Schwede die Türe eines Schrankes ein. In sinkender Zerstückungswut hob er das herausstürzende Porzellan in Scherben. Dann stach er die Lanze unter schrecklichen Verwünschungen ungezählte Male in ein leeres Bett, daß die Federn flogen. — Dann — änd er die Wiege mit dem Kind. Wie von einem höllischen Dämon besessen, zückte er grinsend seine Lanze und sang mit eingestetzter Stimme ein Fluchlied vom „Kindein-Spießen“, wobei er wilde Schreckbewegungen über dem Bettlein machte. Das Kind schaute seinen Drohungen mit großen, unschuldigen Augen zu.

Aber als er zum Todesstoß ausholte, blieb seine Lanze wie gebannt über seinem Haupte stehen, und er begann, von einem jähen Entsetzen ergriffen, zu taumeln. Seine Augen starrten unentwegt über die Wiege hinweg, als würden sie ein Wunder schauen. Und es konnte auch nichts anderes als ein Wunder sein — diese schöne Frau in weissem Mantel mit einer goldenen Krone über dem himmlischen Angesicht! Sie schwebte geheimnisvoll herab und beugte ihren Arm mit dem blauen Gewand schützend über die Wiege mit dem Kinde. Dann hob sie ihr leuchtendes Angesicht dem schwedischen Kriegsknecht entgegen und mit einer unsagbar tiefen Stimme, in der zugleich ein unsägliches Herzeleid miterklang, rief sie: „Nimm dieses Kind, denn du Vater und Mutter gedenkst hast, zu dir und halte es wie dein eigen! Dann wirst auch du wieder den Weg zum Frieden finden!“ Und sie legte ihm das Kind in die Arme und segnete ihn.

Unbehelligt verließ er die untergehende Stube.

Sein Weg ging ins Dunkle.

Legendewei, in einem sicher geborgenen Winkel, trieb seine fürsorgende Liebe ihre ersten Wurzeln.

Aus dem Kinde, das ihm die Göttermutter selbst in die Arme gelegt hatte, soll eine schöne, weiße Nonne geworden sein. Von ihm selbst blieb nichts anderes übrig als die Kunde von dem Wunder der Gnade, das an ihm geschehen war. Noch heute trägt das Haus am Marktplatz, wo ihn der Mutterblick der ewigen Liebe traf, das ehrwürdige Bild der heiligen Mutter Maria.

Hermann Siedelbach

Als ich Kindsmagd war

Mein Verhalten damals wurde mir hoch angerechnet. Noch manche Jahre später tauchte die Erinnerung daran in den Gesprächen der Frauen auf.

Sankt Jochtag war es, der 19. März, ein blauschneewonniger Vorfrühlingsmorgen. Ich zählte, genau wie mein Herdfreund Gregor, sieben Jahre. Wir gehen schon als erwachsen genug und fühlten uns auch selber so, um wie die Großen durch Flur und Wald nach Mariabuchen gehen zu können, dem vielgerühmten Gradwort, wie dies allsonn- und feiertags die Erlaubencher taten. Daraus war es nur, daß die Mutter sich heut nicht wohlühlte und daß auch Anna, die junge Magd, zu ihrer Hut dabeinbleiben mußte.